

Björn Kuhligh: „An einem Morgen im März“

## Die Moral der Pandemie

Von Jan Drees

27.03.2023

**Als Amanda Gorman bei der Amtseinführung des amerikanischen Präsidenten Joe Biden im Januar 2021 „The hill we climb“ vortrug, geriet eine spezifische, lyrische Gattung in den Fokus der Weltöffentlichkeit: das sogenannte Langgedicht, das auch hierzulande immer mal wieder als Form genutzt wurde, etwa von Raoul Schrott, Ulf Stolterfoht oder Maria Stepanova. Nun wagt sich auch der 1975 geborene Berliner Björn Kuhligh auf die lange lyrische Strecke.**

Am Lagerfeuer haben die ersten Erzähler ihr Publikum einst versammelt und mit Blick in den Funkenflug den gebannten Zuhörern alles Kuriose berichtet. Ähnlich kollektiv erscheint nun Björn Kuhlighs Langgedicht über das erste Corona-Jahr und die damals auftauchenden, teilweise nicht weniger kurios wirkenden Erscheinungen. Er berichtet von bedürftig wirkenden Pandemie-Selfies, die damals die Sozialen Netzwerke fluteten, von den zahlreichen Balkonkonzerten und von Zoom-Konferenzen, Homeschooling und Netflix-Abenden, die unsere Datenströme anschwellen ließen.

So überraschungsfrei das im ersten Moment klingen mag: Vieles erscheint noch einmal neu. Ein Ich zeigt sich verwundert, weil das seltsame Wort „Reproduktionszahl“ in einem seiner Verse auftaucht. Noch einmal wird die Stimmung der Lockdown-Zeit präsent, dieser Ennui der Erstarrung, des Ab- und Ausgeschlosseneins.

„Alles Gute kam wie alles Schlechte kam  
plötzlich liebten alle, wirklich alle die Menschheit  
uns fehlten die Flugreisen, Kreuzfahrten,  
Plünderungen  
wir lernten die Hände richtig zu waschen  
wir schnitten uns die Haare selbst  
wir übten den Fuß-, den Ellenbogengruß  
wir lernten deutlich sprechen  
wir aßen drei Mal am Tag gemeinsam  
der Gipfel des Mount Everest war geschlossen  
der Wunsch der Kinder: endlich mal  
wieder alleine zu Hause sein“

Björn Kuhligh

An einem Morgen im März

Hanser Berlin Verlag, Berlin

80 Seiten

22 Euro

## **Ein Pestkreuz gegen die Pandemie**

Das erzählende Ich wird durch glückliche Fügung von Corona verschont und hat deshalb ausreichend Muße, den Stillstand achtsam festzuhalten, mit seiner Kamera und zahlreichen, behutsam gewählten Sätzen, die selbst wie die Beschreibung einzelner Fotografien sind. Das Ich ist dem kollektiv bedrohten Wir gegenübergestellt. Es verfolgt die Zählung der Toten und Infizierten, registriert aber auch die Blumen, die langsam auf dem geschlossenen Friedhof verblühen. Die ersten Lockdown-Wochen erscheinen als Stilleben, während der Papst geradezu dramatisch ein wundertätiges Pestkreuz besucht:

„das Pestkreuz wurde in den Vatikan getragen  
den verlassenem Petersplatz vor sich  
segnete der Papst im Beisein  
des Kreuzes die Menschheit“

Gegliedert ist die Erzählung in drei Teilen. Auf die erste Beruhigung, die das hier vorgestellte Ich erfüllt, folgt sommers eine Euphorie, die schließlich in eine psychische Krise führt. Anfangs macht das Ich in meditativer Gestimmtheit Inventur. Es betrachtet sein Mobiliar und hält noch den kleinsten Kontakt zu seinen Mitmenschen fest wie ein seltenes Gut. Heimlich ist die Umarmung eines Freundes, bei der beide die Luft anhalten. Erst mit dem Sommer wird das Leben lockerer, leichter.

„An einem Morgen im Juni  
passierten wir am Brenner die Grenze  
wir fuhren in das weiche Licht, sahen hinab  
auf das Wasser, auf den von Gletschern  
geschliffenen Graben, in dem der See  
er war die ganze Welt, in strenger Schönheit lag“

## **Die Fläche meiner Traurigkeit**

Nach dem Lockdown wird das neu gewonnene Leben mit allen Sinnen erfasst, auch scheinen die Verse avancierter, bis der Herbst mit seinen steigenden Infektionszahlen die mürrisch und müde gewordenen Menschen peu à peu in einen psychischen Ausnahmezustand versetzt.

„ich war aufgeworfen, nach allen Seiten offen  
die Fläche meiner Traurigkeit war absolut  
ein Ort, an dem ich das altrosa Schlagen  
meines Herzens faustgroß hörte“

Anspielungsreich, in diesen Anspielungen nie aufdringlich ist Björn Kuhligks Bestandsaufnahme, in der sogar die blühenden Forsythien mehr sind als leuchtende Frühlingsboten. Im Kontext der Pandemie wirken die Ölbaumgewächse wie Hinweise auf Steven Soderbergs Pandemie-Spielfilm „Contagion“, denn eben dort werden Forsythien als mögliches Heilmittel gegen eine andere, noch tödlichere Krankheit diskutiert. Resigniert erscheint hingegen das Ende von Kuhligks Psychogramm. Sein Ich stellt zwölf Monate nach dem ersten Lockdown fest:

„die Todgeweihten grüßten uns, tickten  
die Gletscher, aus der Feuerschale  
der Funkenflug, Nachricht an die Sterne:  
Wir sind nicht friedlich, was seid ihr.“

### **Chance auf eine neue Solidarität**

So endet „An einem Morgen im März“ pessimistisch, mit der Feuerschale, dem Funkenflug noch einmal das Lagerfeuer anrufend, vor dem sich die Leserinnen und Leser dieses falbschönen Bandes versammelt haben. An zwei Stellen wird gesagt, dass gewiss niemand die Corona-Romane lesen will, die nach der Katastrophe unweigerlich entstehen. Tatsächlich reicht die kurze, wehmütig abgeschrittene Strecke, um noch einmal an das zu erinnern, was uns im ersten Corona-Jahr buchstäblich den Atem geraubt hat.

In Kuhligks Langgedicht ist der Ausnahmezustand nicht nur Krise, sondern auch eine Chance für neue Formen der Solidarität. Doch zeigt „An einem Morgen im März“ eindringlich, dass eben diese Chance von uns allen binnen kürzester Zeit schlichtweg vermässelt wurde.